Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 24 — Sonntag den 17. Juni — 1906

Goldlenchen.

(4. Fortsetzung.) Ein Künstler-Roman von Walter Schmidt-Hässler. (Nachdruck verboten.)

Und sie kam zu ihm! — Sie kam wirklich! — Die schönsten Stunden seines Lebens begannen. Stunden, in denen sein Herz sich unbewußt festschmiedete mit eisernen Fesseln an die Geliebte. Und unter seinem Pinsel entstand ein Bild, wie er später keines wieder schaffen konnte — das wußte er genau. Nicht als ob es ihm ginge, wie so vielen, namentlich Schriftstellern, die einmal im Leben einen glücklichen Wurf tun, mit dem sie ihr ganzes Können für alle Zeiten erschöpfen! Man bewundert, was sie schufen, und mit Recht, denn es war ein Stück ihres eigenen Ichs, ein Teilchen ihrer eigenen, sonst vielleicht höchst uninteressanten Geschichte, was sie gegeben und unter dem Einfluß eines guten Sterns glücklich behandelt hatten.

Und nun fordert die Welt mehr von ihnen, Größeres, Vollkommeneres, und sie suchen und suchen mit offenkundiger Absichtlichkeit, sie bringen und geben, was sie haben — aber alles bleibt zurück hinter der ersten Gabe, die sie nicht dem Genius, sondern dem Zufall verdankten, der ihnen die Feder geführt! — So bleiben sie stehen auf dem Wege, an dessen Anfang sie mit stolzen Hoffnungen die ersten Schritte machten, so stehen sie noch nach Jahren, im besten Falle bemitleidet, sich verzweifelt sonnend in dem Wiederschein ihres ersten, einzigen Erfolges. — Aber sie haben wenigstens den einen zweifelhaften Trost — sie stehen nicht allein, sondern in Gruppen beieinander. Dieses bange Gefühl war es, was Richard oft in einsamen Stunden zusammenschauern ließ in qualvoller Angst. Was er jetzt schuf, war schön, groß und vollendet — aber würde seine Kraft auch reichen? — Würde sein Genius ihm treu bleiben?

Ein unvorhergesehener Zufall unterbrach seine angefangene Arbeit und warf alle seine Hoffnungen über den Haufen. Lenchens Tante in der Heimat starb und dem Zwang der Verhältnisse folgend mußte sie die Stadt verlassen, um drunten die Verhältnisse zu ordnen, wozu ihre persönliche Anwesenheit unerläßlich war. Sie mußte fort, auf einige Zeit, aber unwiderruflich und zwar so plötzlich, daß beide gar nicht zum Bewußtsein kamen. Richard war untröstlich. Da stand er mit seinem angefangenen Bilde, dessen Vollendung in weite Ferne gerückt war, mit seinem heißen Empfinden für sie, ohne die er nicht einen Tag mehr leben zu können glaubte! Beide verlebten kurz vor der Trennung Tage der Qual und schlaflose Nächte voll brennenden Tränen. Sie begannen die Stunden zu zählen und zitterten förmlich der letzten entgegen, die sie für lange auseinanderriß.

Am Vormittag des letzten Tages faßte Richard seinen ganzen Mut zusammen, als er mit Leni einen langen letzten Spaziergang machte, denn es stürmte in ihm wie in einem Vulkan, der sich gewaltsam Bahn machen muß, gilt es auch weit im Umkreise alles zu verschütten.

„Lenchen!“ hub er an, „einzig geliebtes Kind, halte mich, den Du ja kennst bis ins Innerste hinein, nicht für schlecht oder leichtsinnig, wenn ich Dich um etwas bitte, um ein Zeichen Deiner grenzenlosen Liebe, Deiner alles vergessenden Neigung. Ich bleibe hier zurück. Der Himmel mag wissen — wie lange.“ Und bebend sah er sie an und aus seinen Augen funkelte mühsam verhaltene Leidenschaft, die sie so oft schon hatte zittern machen, zu heimlichen Wünschen. „Wir sehen uns ja wieder, Richard,“ flüsterte sie, aber ihre Stimme bebte verräterisch. „Ich komme ja wieder in kaum zwei Wochen, wenn alles nur einigermaßen gut geht. Glaubst Du, ich vergäße Dich auf eine Stunde nur? Meine Gedanken bleiben ja alle hier bei Dir zurück — was brauchst Du mehr? Laß alles zwischen uns, wie es ist und denke an die Zukunft. Die Welt gehört Dir und Deinem Talent, erobere sie Dir, und laß mich wissen, daß es die Liebe zu mir war, die Dir half, das Höchste zu erreichen!“

„Täuschte ich mich wirklich in Dir?“ fragte er wieder. „Ist Deine Seele kalt gegen mein Empfinden, fühlst Du nicht Sehnsucht nach mir, wie ich nach Dir mich sehne? Trennst Du Dich wirklich so ruhig von mir, ohne daß es auch in Dir ruft nach einer einzigen Stunde weltvergessenen Glücks?!“

„Gut — gut — ich komme! Aber laß mich jetzt! Sieh mich nicht so an, ich bitte Dich“ — rief sie fast heftig, „ich komme —“

Am Abend wartete Richard — aber er blieb allein! — Um 9 Uhr hatte sie kommen wollen, um halb 10 Uhr erhielt er ein kurzes Billett von ihr:

Einzig Geliebter! Zürne mir nicht, wenn ich Deine Hoffnung täuschen und mir selber treu bleiben muß. — Es kostet mich mindestens soviel als Dich selbst, vielleicht mehr, dieser Sieg über mich selbst. Halt' es dem trotzigen Bauernmädchen der wilden Gebirgsnatur zugute und laß mich, wie ich bin! — Ich liebe Dich! Das sei uns vorläufig genug. — Laß unserer Liebe den duftigen Blütenstaub, und zürne mir nicht, wenn ich vor mir selber fliehe. — Ich reise um 10 Uhr ab. Sei auf der Bahn! — Ewig Dein

Goldlenchen!

Er stürmte ins Freie und eilte zum Bahnhof! — Hatte er sie bis heute geachtet, jetzt bewunderte er sie, denn, in der Tat, sie war größer als er, eine stärkere Natur, als der Mann, der zu ihr aufschauen mußte, unfähig ihr zu gleichen.

Der Zug stand schon auf dem Perron, als er ankam und aus dem Coupéfenster winkte sie ihm zu. Sie flob also wirklich, reiste spät in der Nacht noch, um sich selbst jede Gelegenheit zu nehmen, ihren einmal gefaßten Vorsätzen untreu zu werden. Auf dem Perron stand die gute Tante Marie und weinte, und so ward es ihm zur Unmöglichkeit, Leni noch einmal allein zu sprechen. Sie reichte ihm die zuckende Hand hin und fragte, indem sie ihm tief in die Augen schaute: „Bist Du mir böse?!“

„Nein, nein, Geliebte,“ antwortete er, „mir selbst bin ich böse, daß ich Dir all diese Qual, diesen Kampf bereitet habe! Genügt Dir dieses Bekenntnis?“

„Ich danke Dir! Auf Wiedersehen!“

Da pfiff die Lokomotive, das letzte Signal gellte durch die Halle und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Am liebsten hätte sich Richard unter die Räder geworfen.

Als der Zug lange schon verschwunden war und nur ein letztes Rauchstreifchen noch die Richtung andeutete, stand er immer noch und starrte ihm nach, als könne er's noch immer nicht fassen, nicht begreifen, bis die alte Tante ihn aus seinem Hinträumen weckte und leise neben ihm sagte „Sie haben sie wohl sehr lieb gehabt?“

„Gehabt?!“ wiederholte Richard, indem er die magere Hand der guten Alten faßte, „ich habe sie lieb und werde sie ewig und allein lieben, so lange ich atme!“

* * *

Bald ein Monat war vergangen und hatte viele Veränderungen gebracht. Lenchen schrieb täglich an Richard und erhielt jeden Tag seine Grüße. Die Liebe zu ihr war bei ihm ein integrierender Teil seines Lebens geworden! Vor einigen Tagen hatte Leni ihm mitgeteilt, daß sie voraussichtlich nicht wieder nach Sankt Gallen zurückkehren würde und gezwungen sei, in ihrem Dorfe zu bleiben, wo sie sich schnell eingelebt hätte und ganz und gar wieder zum Bauernmädchen geworden sei unter all den ländlichen Verrichtungen.

Sie müsse ihr Häuschen einrichten, was jetzt so viel Arbeit mache und ihre ganze Zeit in Anspruch nehme vom frühen Morgen bis zum Nachmittag, denn um jeden Preis müssen für den Sommer einige Zimmer vermietet werden an Kurgäste und durchreisende Sommerfrischler. Ihr Bruder habe auch keinen Verdienst als das kleine Haus, aus dem man im Sommer wenigstens einiges herausschlagen müsse!

Nach diesen Mitteilungen war Richards Plan gefaßt. Er hatte sich im Winter soviel erübrigt, um seine ersehnte Reise nach Italien mit bescheidensten Ansprüchen antreten zu können, sobald der Frühling gekommen und er frei war, und nun hatte er für das Geld eine bessere Verwendung gefunden.

Er wollte, er mußte zu ihr! Aber er wollte sie überraschen. Sie sollte nicht ahnen, daß er kam. Ein Freund von ihm mußte in Zürich einen Brief in den Kasten stecken, an Lenchens Bruder, worin er selbst als Professor Wagner für seinen Neffen, einen jungen Maler anfragte, ob er für einige Monate ein Zimmer bekommen könne, da dieser in völliger Weltabgeschiedenheit und stiller Bergeseinsamkeit ein Bild fertig malen wolle.

Die Antwort schickte der Züricher Freund pünktlich zurück, daß das Zimmerchen dem jungen Herrn Maler zur Verfügung stehe und nun bestimmte Richard den Tag seiner Ankunft.

Seelenvergnügt lachte er auf, als Lenchen ihm mitteilte, daß in nächster Zeit ein junger Züricher Kollege dort einziehen werde, auf den sie schon sehr neugierig wäre.

Er foppte sie wieder, indem er ihr schrieb, daß er fest überzeugt sei, daß dieser fremde junge Mann ihr bald ebenso lieb sein würde, als er selbst, und daß er bereits fürchterlich eifersüchtig sei! So neckten sie sich hin und her, bis der Tag seiner Abreise kam.

Es war eine wundervolle Fahrt, die er vor sich hatte und die er in vollen Zügen zugleich mit seiner Freiheit genoß. Seine Malutensilien gingen per Fracht, er hatte nichts bei sich, als seinen Reisemantel, seinen Stock und sein selig pochendes Herz! — Von der kleinen Stadt Wyl ab bog die Sekundärbahn tiefer und immer tiefer in die felsigen Alpenromantik des Toggenburger Gebiets hinein. Immer an der lichtgrünen schäumenden Thur entlang, die tief drunten über zerklüftetes Gestein den weißen Schaum in sprühenden Massen wälzte, auf tannenbewaldeten Felswegen brauste der Zug durch eins der idyllischsten und seltsamerweise am wenigsten bekannten Täler der Nordschweiz dahin. Saubere, reizend gelegene Ortschaften und Dörfer mit schneeweißen Kirchen unterbrachen die langen Strecken paradiesischer Landschaft, die im Schmucke zahlloser blütenbedeckter Obstbäume lachte; soweit das Auge schaute, glückliches — gottgesegnetes Land!

Endlich war er am Ziele, in Ebnat endigte die Bahnlinie und in die Ecke der gelben Postkutsche gedrückt, fuhr Richard noch stundenweit tief in die Berge hinein nach dem romantischen Dörfchen, wo sie wohnte, nach der seine Seele sich sehnte in zitternder Seligkeit, die keine Ahnung von seinem Kommen hatte. — Als der Weg ziemlich steil emporstieg an einer Krümmung der Chaussee, verließ er die Post, um den letzten Teil zu Fuße zu machen. Die Sonne neigte sich langsam, aber noch glänzte die ganze herrliche Natur im lichtesten Sonnenschein eines unbeschreiblich schönen Maitags. Kein Wanderer kam ihm entgegen, nichts unterbrach die feierliche Stille, nur bunte Schmetterlinge schaukelten sich an ihm vorüber, Buchfinken zwitscherten in den flüsternden Baumkronen oder eine smaragdgrüne Eidechse huschte über den Weg. — Von den Almen und Matten zur Rechten klangen von drüben die Glocken der weidenden Herden und ab und zu tönte auf der anderen Seite, wo rotes Felsgestein kerzengerade emporstieg, das leise Rieseln der Gebirgswasser, die über die mosigen Steine plätscherten!

An der letzten Biegung des Weges blieb er plötzlich wie gebannt stehen und schaute lange mit weit offenen Augen auf das wunderbare Bild, das sich, ein Panorama von unvergleichlicher Schönheit, vor ihm ausbreitete. In einem Talkessel drunten, zu dem die Chaussee sich langsam hinabsenkte, lag das idyllische Dörfchen, hart an der breiten Thur, die zwischen lichtgrünen Wiesen dahinschäumte. Auf der einen Seite stiegen sanft bewaldete Höhenzüge auf, aus deren Tannen- und Birkengruppen sich die roten Ziegeldächer der schmucken Bauernhäuser hoben, auf der anderen Seite zogen sich Wälder dahin, dichte, dunkle Forsten, über denen die Almen und Bergwiesen begannen, und dahinter, rund um das reizende, friedliche Bild stiegen zum lichtblauen Himmel die gewaltigen Gletscherriesen der sieben Kurfürsten, schneebedeckt, wolkenumhüllt in ernster feierlicher Majestät. Und tief unten im Tale blitzte im Sonnenschein das schlanke Goldkreuz von dem dunkelblauen Kirchturme, wie ein stummes, segnendes „Grüaß Gott!" Rüstig schritt er weiter und eine halbe Stunde später stand er am Anfang der langen Dorfstraße, die, wie er wußte, direkt zum Ziele seiner Sehnsucht, zu Lenchens Hause hinunterführte. Es war das erste Haus hinter der steinernen Brücke! Er hätte es mit verbundenen Augen finden können, so oft hatte sie es ihm beschrieben, wenn sie zusammen von ihrer Heimat geplaudert hatten. Und richtig, da war das kleine Gasthaus mit dem spitzen Erkertürmchen und den runden bleigefaßten Butzenscheiben. Da lag sogar der zottige Hund mit dem brummigen Gesicht auf der steinernen Treppe, wie ihn Lenchen beschrieben hatte. Und zur Rechten war die kleine aus rohen Quadern gewölbte Brücke, unter der die gelben Wasser ruhelos zur Mühle dahinschossen, jetzt folgte die kleine Tannengruppe und nun — richtig — das Haus der Geliebten!

Ein echtes, rechtes, schweizerisches Bauernhaus in altem massiven Stil gebaut, ganz und gar aus braunem Holze gezimmert mit tannenen Fensterläden bis zu den Dachfenstern hinauf. Aber alles blitzte vor Sauberkeit und in den kleinen Scheiben der Schiebfenster im ersten Stock glänzte die sinkende Sonne. Rechts von der Haustür war die Auslage eines winzigen Konditorladens, vor dem ein Paar strohblonde Dorfbuben standen und daneben zog sich ein länglicher Garten hin, über dessen Zaun ein Paar Rosenbäumchen ihre Äste reckten, als wollten sie sich um jeden Preis bemerklich machen.

Mit hochklopfendem Herzen überschritt Richard die Schwelle des Hauses!

Es war sein Rubikon, das sagte ihm laut eine innere Stimme!

Auf der Treppe kam ihm der junge Wirt entgegen, Lenchens Bruder, derselbe hübsche Bursch, den er in Sankt Gallen gesehen. Er stellte sich ihm vor als der Maler, für den von Zürich aus das Zimmer gemietet sei, und herzlich streckte der junge Bauer seinem Gaste die Hand hin mit einem warmen und vertraulichen „Grüaß Gott!"

Dann wandte er sich um und führte ihn die Treppen hinauf, ihm sein Zimmer zu zeigen.

Es war ein freundlicher, nicht allzu großer Raum im zweiten Stock mit hellen großen Fenstern, vor denen sich die ganze Gebirgsherrlichkeit ausbreitete.

„Verzeihen Sie," sagte der junge Mensch, „aber ich muß aufs Feld. Ich schicke Ihnen meine Schwester — Leni heißt sie — die wird alles in Ordnung bringen. Sie ist lange in der Stadt gewesen und wird sich besser verständlich machen können!" Er hatte sich ungeheure Mühe gegeben hochdeutsch zu reden und entfernte sich nun, seine Schwester zu rufen.

Richard blieb allein, am Fenster angelehnt und wartete mit klopfendem Herzen.

Bald hörte er eine helle, hübsche, aber ungeschulte Mädchenstimme durchs Haus singen, die er hundertmal gehört hatte — näher kam es und näher — die Stufen der alten Holztreppe knarrten und — beide standen sich gegenüber!

Als sähe sie ein Geschenk, so blieb die liebe Gestalt am Türpfosten stehen, ihre Augen starrten ihn an, ihre Lippen lachten, daß die Zähne blitzten wie Perlen, und ihr Busen wogte in heftigster Erregung! Dann rang sich nur sein Name von ihrem rosigen Mund, wie ein mühsam unterdrücktes Jauchzen, und lachend und weinend flog sie ihm um den Hals, bedeckte sein Gesicht mit flammenden Küssen und sah ihm wieder und immer wieder in die feuchten Augen!

„Herrgott, hab ich Dich wieder?! Ist es denn möglich? Aber nun laß ich Dich nicht mehr! Nun bist Du gefangen! Und sie schlang die weißen Arme um seinen Hals und küßte ihm die Antwort vom Munde in wortloser, wilder Glückseligkeit! —

Und nun wohnte er da droben in dem kleinen freundlichen Stübchen, unter einem Dache mit ihr, nur durch einen schmalen Flur von ihr getrennt, auf dem sich Hacken, Spaten und andere Feldgeräte befanden. Seine Staffelei hatte er an das große, lichthelle Fenster gerückt, und da Lenis Bruder und die beiden Mägde halbe Tage lang auf den Feldern zu tun hatten, so blieb ihm täglich lange Zeit genug, an seinem Bilde zu arbeiten, zu dem ihm, wie sonst, die Geliebte bereitwillig Modell saß.

In der Heimlichkeit ihres Beisammenseins lag bei aller Reinheit ihres Verkehrs, bei aller Poesie ein ganz neuer prickelnder Reiz. Wenn sie sich vor anderen sahen, grüßten sie sich freundlich, aber förmlich und gingen gleichgiltig an einander vorüber, um sich dann auf Umwegen verabredetermaßen entgegen zu kommen und sich auf einer abgelegenen Halde, vor einer Heuhütte oder in einer stillen bewaldeten Talschlucht wieder zu treffen und eine glückliche Stunde mit einander zu verplaudern. Lenchen sah schöner aus als je in ihrer heimischen Bauerntracht, mit der sie sich bei den Dorfbewohnern, mit denen sie teilweise in die Schule gegangen, nur beliebt machte, und zugleich wußte sie sehr wohl, daß dieselbe ihr äußerst vorteilhaft stand. Das goldene Haar trug sie in zwei schweren Zöpfen um den feinen Kopf gelegt, das blendend weiße, um den Hals in Falten gelegte Hemd ließ den schön geformten Nacken und die zarten Arme frei und verriet zeitweilig mehr, als es günstig verhüllte. Das kurze Mieder und der rotwollene Rock hoben die schlanke geschmeidige Figur und hochgeschürzt unter der blauen Schürze zeigte der letztere das schöngeformte Bein oft bis zur halben Wade hinauf, wenn sie lustig singend wie eine Heidelerche über die taufeuchten Wiesen hinschritt.

Sie sah sich nicht um, aber sie wußte genau, daß Richard ihr von seiner Arbeit am Fenster nachschaute, und das Bewußtsein, durch den eigenartigen Zauber ihres reizenden „Ich" den temperamentvollen Menschen unlösbar an sich gefesselt zu haben, erfüllte sie mit einer Art stolzem, trotzigen Siegesbewußtsein.

Mit Lenis Bruder, ja mit dem ganzen Dorfe hatte Richard sich binnen kurzem befreundet, und alle hatten ihn lieb. Abends spielte er im Wirtshaus mit Ulrich Karten, plauderte mit dem alten Pastor und dem jungen Amtmann und erzählte in der ihm eigenen interessanten Weise von seinen Reisen, von dem Getriebe der Großstadt, dem Glanz einer Welt, die sie alle nur aus Büchern kannten.

Die schönsten Stunden aber waren es für ihn, wenn draußen abends der Regen niederrauschte und er mit den beiden Geschwistern in der großen Wohnstube saß und erzählte.

Auf der Ofenbank saß dann Ulrich, den grauen schnurrenden Hauskater neben sich, behaglich in Hemdsärmeln, die qualmende Pfeife im Munde und Leni hockte daneben, mit einer Weißnäherei oder einer kleinen Stickarbeit beschäftigt. Zwischen ihnen und Richard stand dann auf der Schieferplatte des eichnen Tisches der gemeinsame Maßkrug und in den Lehnstuhl zurückgelehnt, rauchte Richard seine Zigarre und erzählte den beiden, was ihm gerade einfiel. Und wie sie ihm zuhörten! So mußte einst Desdemona den Erzählungen des Mohren gelauscht haben, wenn er ihr von einer Welt sprach, die für sie bis dahin ein geheimnisvolles Märchen war. Mit Vorliebe plauderte er vom Theater und von der Kunst. Mit beredten Worten, sich selbst in seinen Schilderungen berauschend, entrollte er vor den Augen des Mädchens den ganzen Glanz der großen prachterfüllten Welt jenseits der stillen Berge, jener Welt, die seine eigentliche Heimat war, in der seine Erinnerungen wurzelten.

Kopfschüttelnd hörte der Bauer oft stundenlang zu, mit brennenden Wangen lauschte Schön-Lenchen und wenn sie dann in ihrem Bett lag, die Arme unter dem Kopf, dann überkamen sie all die seit ihrer Kindheit gehegten, heimlichen Wünsche, auch hineintauchen zu dürfen in diese Flut des Glanzes und der Üppigkeit, auch genießen zu können wie andere, was das Leben schön und begehrenswert machte. War sie nicht schön und jung, wie andere Mädchen? War sie nicht schon von jeher bedacht gewesen, alles sich anzulernen, was ein junges Ding braucht, sich in diesen Kreisen zu bewegen, ohne ihr eigentliches Herkommen zu verraten?

War sie nicht als ganz kleines Kind mit bloßen Füßen, einem instinktiven Drange folgend, stundenweit auf der staubigen Landstraße hinter den grünen Wagen hergelaufen, in denen wandernde Gauklertruppen von Ort zu Ort zogen?

War es nicht von jeher in ihr wie ein lauter Ruf gewesen, sich hineinzuwagen in diese buntschillernde Flitterwelt? Sie hatte Komödiantenblut in den Adern, echtes, ungezügeltes Zigeunertemperament, daran war längst für sie kein Zweifel.

War ihr ganzes Dasein nicht eine fortgesetzte Komödie, drängte es sie nicht beständig, etwas anders darstellen zu wollen, als sie wirklich war?

Selbst mit ihm, den sie über alles auf Erden lieb hatte, den sie förmlich anbetete, selbst mit ihm spielte sie ja Komödie, täglich, stündlich, ohne sichs selber zu bekennen, denn sie gab sich ihm gegenüber fortwährend anders als sie war, und ihre so lange im Kampf mit den Leidenschaften starrköpfig bewahrte Tugend war im Grunde auch nichts anders als kluge Berechnung, wenngleich ohne jede böse Absicht!

Wenn sie so in schlaflosen Nächten ihr ganzes innerstes Wesen mit der ihr angeborenen Verstandesschärfe logisch zitierte, dann mißfiel sie sich selber gründlich, sie kämpfte mit sich selbst und dem häßlichen Teil ihres Wesens, sie raffte sich auf zu den besten Vorsätzen, all die törichten, unerfüllbaren Wünsche und Träume über den Haufen zu werfen und so zu sein wie andere auch — aber wenn die Sonne dann in das kleine Zimmerchen fiel, wenn sie ihn wiedersah, dann begann ihr eigenstes Ich zu verstummen, sie spielte das nervenaufreibende Spiel weiter mit dem Geliebten und mit sich selbst.

— —

Richards Bild war vollendet, verpackt und nach Berlin zur Kunstausstellung gesandt worden. Kein Mensch im Dorfe hatte es erfahren, niemand auf der Welt wußte um seine Hoffnungen, als der junge Künstler und sein schönes Modell!

So waren wiederum anderthalb Monate vergangen, da kam von der Ausstellungskommission der ersehnte Brief, daß sein Bild als eins der schönsten in dem stolzen Glaspalast hing, daß es aufgenommen sei als eine der würdigsten Arbeiten.

Es war ein schwüler Vormittag, an dem Richard diese Jubelbotschaft erhielt, glühende Hitze lag drückend auf allen Feldern, die Blumen und Gräser hingen lechzend die Köpfchen und in den Wipfeln der Bäume regte sich kein Blatt.

Richard befand sich in einem förmlichen Taumel, ein Rausch hatte ihn erfaßt, wie er ihn niemals gekannt hatte, und niemand befand sich in dem stillen Hause als er, niemand, dem er sein Glück zujubeln konnte. Er lief hinaus in den Wald, irrte an den Ufern der Thur entlang und warf sich lachend und jubelnd wie ein kleiner Junge in das samtne Moos! Er war jetzt kein Arbeiter mehr, kein Proletarier der Kunst, er war ein Künstler, wie jene, die er immer bis heut glühend beneidet hatte, er war zünftig geworden durch den Richterspruch über sein Bild.

Nach Tisch erst sah er Leni, die ihm auf dem Wege ahnungslos entgegenkam, einen Strauß Waldblumen in der Hand und die Gießkanne am Arm. Wie ein Berauschter eilte er auf sie zu, zeigte ihr den Brief, schlang den Arm um sie und rief in jagender Hast! — „Leni, mein Liebling! Du hast Recht behalten! Siehst Du's nun? Sie haben mein Bild angenommen, Dein süßes Gesicht hängt droben in der Kaiserstadt als eine der Zierden des großen Kunsttempels und Dein Künstler, Dein Geliebter ist es, der es geschaffen hat! Jetzt ist die Bahn geebnet, die nach oben führt, dem glänzenden Ziele entgegen, jetzt steht mir nichts mehr im Wege und vorwärts geht es von jetzt ab mit fliegendem Ehrgeiz! Jetzt gibt es kein Zögern mehr," fuhr er fort und in seinen Blicken lohten die Flammen der Begeisterung, „jetzt gehts nach Berlin, nach der Stadt, die ich mit wundem Herzen als armer Zeichner verließ und die ich mir erobern will als begnadeter Künstler!"

„Wir trennen uns?" fuhr Leni auf, denn der Gedanke war ihr bisher noch nicht gekommen, „wir trennen uns!? —"

„Ja, wir müssen uns trennen, aber nicht für lange: nur ein Heim will ich uns gründen, und dann Dich zu mir holen, Du mein Alles, mein süßes, zärtlich geliebtes Weib!"

„Dein Weib?!" flüsterte sie bebend und jede Ader ihres Leibes schlug in zitternder Freude! „Dein Weib?!" wiederholte sie und sah ihn an, fragend, zweifelnd, aber in heißer Wonne, als wollte sie in seiner tiefsten Seele lesen!

„Hast Du daran gezweifelt? Hast Du für möglich gehalten, daß es anders werden könne zwischen Dir und mir? Gehören wir nicht zu einander in heißer, ewiger Liebe und reißt es uns nicht gemeinsam ins Leben hinein, denn nur mit Dir allein kann ich schaffen und streben, nur durch Dich allein die Höhe erklimmen, wo der ersehnte Lorbeer wächst. Glaubst Du an mich?!"

„Ob ich an Dich glaube?! Ja, ja, lange schon glaub' ich an Dich, fast wie an Gott und wie Du mich liebst, so liebe ich Dich, stolz, freudig und ohne Bedenken! Und damit Du siehst, wie fest ich Dir vertraue, so bin ich es, die Dir zuruft: Reise fort von hier so schnell als möglich! Morgen schon, wenn es möglich ist. Wirf alle kleinlichen Bedenken hinter Dich, denn jetzt ist es Zeit, nur an Dich zu denken, nur an Deine Zukunft, an Deine Größe! Wann willst Du gehen?"

„Morgen! Denn jede Stunde ist verloren! Ich fahre morgen mit der letzten Post am Abend ab! Bist Du zufrieden?"

„Ich muß wohl!" antwortete sie resigniert! „Noch einen letzten Tag gehörst Du mir allein — dann muß ich mich teilen mit der Welt in Deinen Besitz!"

Eine Träne rollte ihr langsam über die Wangen und neben einander her schritten sie den Kirchweg hinunter dem Dorfe zu.

Fast zu ihren Füßen, mit den Flügeln den Boden streifend, strichen die Schwalben dahin, beängstigend schwül lags über der ganzen Natur und wolkenlos blau spannte sich der Himmel über den Bergen aus.

„Wie heiß es heut ist!" begann Leni nach einer Weile. „Kein Blättchen regt sich, und keine Wolke steht am Himmel."

„Es ist die Ruhe vor dem Sturme!" antwortete Richard, ohne sie anzusehen. „Die Erde brennt und lechzt nach Erfrischung, schon tagelang. Dies ewige, gleichmäßige Brennen der Sonne ist ungesund und unnatürlich. Es muß sich ausgleichen. Meinst Du nicht, daß wir bald ein Wetter bekommen?"

„Not tät's," erwiderte sie ruhig," denn bei uns auf den Feldern sieht's trostlos aus. So lange schon hat es nicht geregnet. Aber ich glaube, wenn's losbricht, wird's fürchterlich werden. Ich kenne unsere Gewitter in den Bergen, sie sind gewaltiger als in der Stadt."

„Weil sie elementarer sind!" meinte Richard. „Aber wie herrlich ist es, wenn solch ein Ausbruch vorüber ist! Wie die Erde aufatmet, erquickt und erfrischt zu neuem, blühendem Leben! Wie alles duftet und sich reckt, befreit von dem lähmenden Druck, der wie ein Alp über ihr gelegen! Du kennst ja hier Eure Berge genau! Meinst Du wirklich, daß heut noch ein Wetter kommt?"

Leni blieb stehen, sah erst Richard ins Auge, ernst und sinnend, als ob sie irgend etwas sagen wollte, dann blickte sie über den Rand der Berge und sagte mit dem Tone zuversichtlicher Bestimmtheit: „Ja! Siehst du dort das kleine weiße Wölkchen gerade über unserem Hause dort? Wir bekommen ein Wetter! Bestimmt!"

„Und wann glaubst du, daß es losbricht?"

„Heute nacht!" sagte sie ruhig! Dann reichte sie ihm die Hand und ging den Feldweg hinauf, während er langsam dem Hause zuschritt!

Am Abend sahen sie sich wie gewöhnlich beim Abendessen und Richard teilte Ulrich seinen Entschluß mit, morgen abzureisen. Er hatte sein Zimmer für den angebrochenen Monat schon vorausbezahlt, es stand also geschäftlich nichts im Wege Der junge Mensch, der sich an seinen Gast gewöhnt hatte und ihn als zum Hause gehörig betrachtete, war sichtlich betrübt und bedauerte in herzlichen, schlichten Worten den Verlust seines fröhlichen Hausgenossen. Lenchen verließ das Zimmer gleich nachher, sie hatte, wie sie sagte, im Hause zu tun und als sie später wiederkam, hatte sie rotgeweinte Augen. Alle drei waren einsilbig und tiefverstimmt. Es wollte keine rechte Unterhaltung in Fluß kommen und frühzeitiger als sonst gingen alle zur Ruhe!

Als er Lenchen zum Abschied die Hand reichte, wie er es jeden Abend tat, brannte die ihrige wie im Fieber und in ihrem kindlichen Gesicht war ein fremder Zug, den er noch niemals bemerkt.

Er steckte sein Licht an und begann seine Sachen zu ordnen, seinen Koffer zu packen.

Die Hitze war unerträglich in dem kleinen Raum mit seinen dünnen Holzwänden, so daß Richard gezwungen war, weit die Fenster zu öffnen.

Als er mit dem Einpacken fertig war und seinen Koffer geschlossen hatte, setzte er sich ans Fenster, lehnte sich weit über die Brüstung und sah hinaus in die ruhevolle Nacht.

Um die Ecke des Hauses lag Lenis Zimmer und von dort fiel ein schmaler rötlicher Lichtstreifen über den weißen Fliederbusch im Garten, ein Zeichen, daß auch sie noch wachte und seiner gedachte, der hier oben in heimlicher Wehmut von seinem stillen Heim Abschied nahm, in dem er so glücklich gewesen.

Er löschte das Licht und setzte sich wieder ans Fenster, in seinem Innern war alles heute so wild, so aufgewühlt, Ehrgeiz und Hoffnung, Trennungsweh und Liebe rangen um die Herrschaft in seiner ruhelosen Brust. Der Himmel bis zu den Bergen hinüber war wolkenlos und sternklar — nur hinter den ragenden Granithäuptern der Kurfürsten stieg es langsam empor, wie eine schwarze, rechteckige Wand, in der es unaufhörlich zu flammen und zu leuchten begann. Sekundenlang sah er die weißen Schneefelder der Gletscher in grünem oder violettem Schein des Wetterleuchtens aufglänzen und unterschied deutlich die Umrisse der Waldpartien, deren Kronen sich langsam zu regen begannen im herannahenden Wind, der fern dort oben schon von den Bergen heranfegte.

Ab und zu rauschte es auch schon jäh und plötzlich durch die Wipfel der nahen Bäume, dann blieb es wieder ruhig — nur das gleichmäßige Plätschern des Mühlbachs unter der Brücke drang durch die Stille!

Er warf sich völlig angekleidet aufs Bett und versuchte zu schlafen.

Aber es war nur ein schwerer, unruhiger Halbschlaf, der ihn umfing, in den häßliche Träume sich mischten, aus denen er jeden Augenblick emporfuhr.

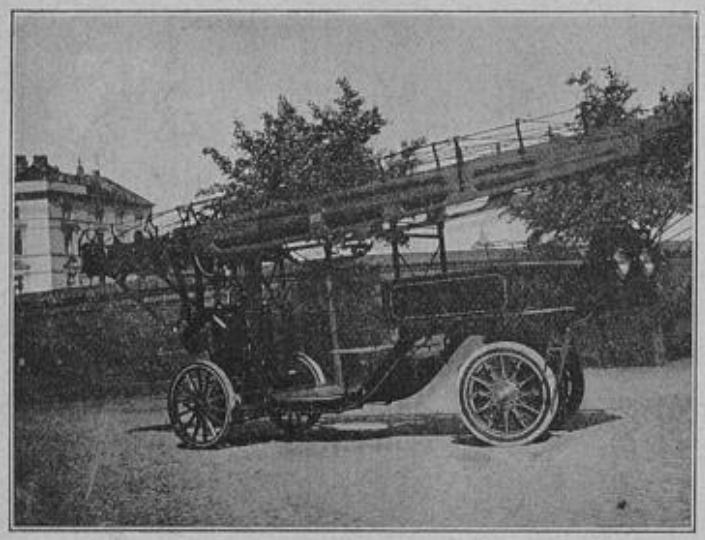
(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei der Düsseldorfer Feuerwehr.

Kaum hat des Morgens die Uhr die sechste Stunde verkündet, dann öffnen sich in dem schmucken Backsteinhause neben der Feuerwehr-Hauptwache an der Hüttenstraße die Fenster, der Rauch des Morgenkaffees steigt aus den Schornsteinen empor, und es dauert nicht mehr lange, dann verlassen die dort wohnenden Feuerwehrleute ihr Heim, um den Dienst auf dem Depot anzutreten. Da gibt es gleich am frühen Morgen eine Menge kleiner Arbeiten zu erledigen. Die Pferde müssen geputzt werden, Hof und Innenräume sind zu reinigen, die Gerätschaften werden auf peinliche Sauberkeit hin gemustert, der Feldwebel erteilt den Leuten in einem Appell ihre Funktionen für den Tag zu u. a. mehr.

An drei Tagen der Woche, nämlich Montags, Mittwochs und Freitags üben des Morgens die drei Düsseldorfer Wehren, die an der Akademie-, der Nord- und der Hüttenstraße auf dem geräumigen Hofe der letzteren gemeinsam, Wir haben für unsern Besuch einen Tag gewählt an dem die Übungen stattfinden. Auch bei einer solchen gilt wie im Ernstfalle das Motto: „Äußerste Schnelligkeit". Im schärfsten Tempo kommen der Mannschaftswagen, die beiden Leitern und die Dampfspritze in den Hof hinein gebraust; ein Kommando des Brandmeisters, das von den Pfeifen der Feldwebel und Oberfeuerwehrmänner sofort weitergegeben wird — und in unglaublich schneller Zeit sind die mechanischen Leitern am Steigerhaus errichtet, die Schläuche abgerollt, mit der Dampfspritze verbunden und von gewandt aufsteigenden Leuten mit den Mündungen an die angeblich vom Feuer bedrohten Stellen gebracht. Alles das geht so präzise vor sich, daß im Falle eines Brandes nur wenige Augenblicke vom Anrücken der Feuerwehr bis zum Beginn der Löschungs- und Rettungsarbeiten vergehen würden.

Brandinspektor Adam Baum.



Mechanische Automobil-Leiter
deren Einführung geplant ist.

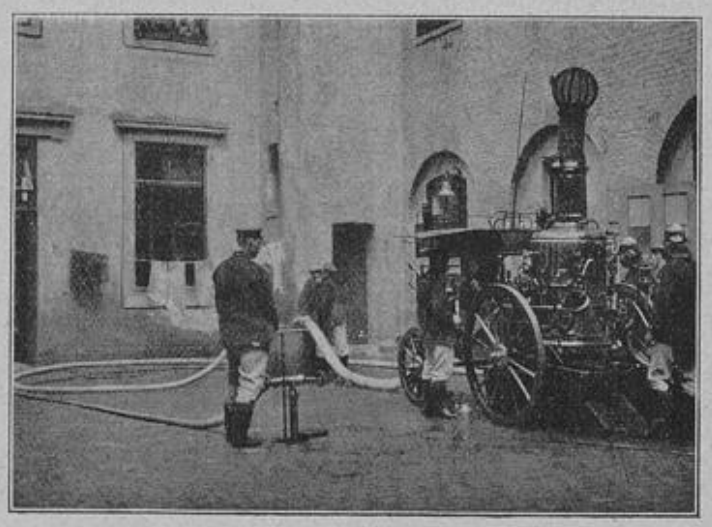
Neben diesem Manöver werden von den militärisch disziplinierten Leuten noch exakte Steigerübungen und alle möglichen bei einem Brande in Frage kommenden Rettungsarbeiten ausgeführt. So sehen wir, wie ein Mann mit der Rauchmaske bekleidet wird, die wir unseren Lesern im Bilde (Seite 6) vorführen. Es ist dies ein völlig luftdichter Helm, der — nicht unähnlich einer Taucherrüstung — dem damit bekleideten Manne gestattet, sich unbeschadet seiner Gesundheit selbst in vollkommen raucherfüllte Räume zu begeben und dort seine Tätigkeit zu entfalten. Ein Paar vor seinen Augen angebrachte Glimmerscheiben gestatten ihm, alles zu sehen, was um ihn her vorgeht, und durch einen biegsamen Metallschlauch, an dessen Ende ein stets in Bewegung gehaltener Blasebalg angebracht ist, wird ihm die zum Atmen nötige Luft zugeführt, während die gebrauchte durch eine kleine Öffnung im oberen Teile des Helmes entweicht. Durch Druck auf einen Gummiball kann der Mann ein Pfeifsignal geben, falls er sich in Not befindet.

Ferner bekommen wir eine Rettung vermittels Sprungtuches zu sehen. Das von möglichst vielen Feuerwehrleuten — bei einem Brande treten an ihre Stelle Soldaten oder Zivilisten — gehaltene Tuch gewährt vermöge seiner Elastizität, selbst wenn vom vierten Stock herunter hineingesprungen wird, unbedingte Sicherheit gegen jedes Aufschlagen auf den Erdboden. Natürlich dürfen aber nicht zwei Personen gleichzeitig hineinspringen, da sie sich sonst unter Umständen gegenseitig verletzen würden.

Nachdem wir beim Anblick der Exerzitien die Überzeugung gewonnen haben, daß die gute Schulung unserer Feuerwehr sie für alle Eventualitäten eines Brandes gewappnet hat, machen wir einen Rundgang durch die Räumlichkeiten der Hauptwache. Der größte Teil des Hinterhauses wird von Werkstätten eingenommen. Ehe wir sie aufsuchen, werfen wir einen Blick in die Stallungen. Dort stehen sechs kräftige, gutgehaltene Pferde amerikanischen Schlages, die trotz ihrer Schwere wohl zu laufen verstehen. Ein paar davon sind hier, wie auf jeder Wache, ständig im Geschirr, während ein zweites Paar sofort angeschirrt wird, sobald das erste Paar in Aktion getreten ist. Auf der linken Seite des Stalles befindet sich die Werkstätte für die Schlosser. Bekanntlich werden unsere Feuerwehrleute in allen möglichen Handwerkszweigen beschäftigt, in denen sie Reparaturarbeiten und zum Teile auch Neuanfertigungen für die Stadt ausführen. In der Schlosserwerkstatt ist man gerade dabei, Turngeräte für die städtischen Schulen herzustellen, während rechts davon auf der anderen Seite des Stalles Anstreicher an der Arbeit sind, neue Schulbänke mit Farbe zu versehen, die in den oberen Stockwerken, wo sich die Schreinerwerkstätten befinden, hergestellt wurden. Auch als Sattler, Schuhmacher und Schneider sind Feuerwehrleute tätig, jedoch die beiden letzteren nur im Dienste der Wehr selbst.

Von den Werkstätten wenden wir uns den Remisen zu, in denen sich die Löschgerätschaften der Hauptwache befinden. Gleich beim Eintritt fällt uns die musterhafte Ordnung ins Auge, mit der sich jeder, selbst der kleinste Gegenstand, auf seinem Platze befindet. An den Wänden hängen die Helme der Feuerwehrleute ebenso blank geputzt, wie die Ersatzteile, die Räder, Deichseln usw., die zu den Löschgerätschaften vorhanden sind. An letzteren befinden sich in der Hauptwache ein Personenwagen, eine Dampfspritze, eine Leiter und verschiedene Schlauchwagen, alles in steter Bereitschaft zum Gebrauche. Die Feuerung der Dampfspritze zum Beispiel ist stets mit Holzspänen und anderem leicht brennbaren Material angefüllt. Darin liegt eine Flasche Petroleum. Werden nun die Späne entzündet, so kommt die Flasche zur Explosion, das übrige Heizmaterial fängt Feuer und entwickelt in kurzer Zeit eine solche Hitze, daß bereits nach wenigen Minuten die Spritze unter sechs Atmosphären Druck steht und das Wasser aus einem Bassin, das durch Hydranten gespeist wird, ansaugen und mit rapider Gewalt durch einen oder mehrere Schläuche zur Brandstätte entsenden kann.

Von der Remise aus gelangen wir, an der Wachtstube im Vorderhause vorbei, in das erste Stockwerk des Vorderhauses. Hier befindet sich neben der Wohnung des Brandinspektors das mit einer großen An-

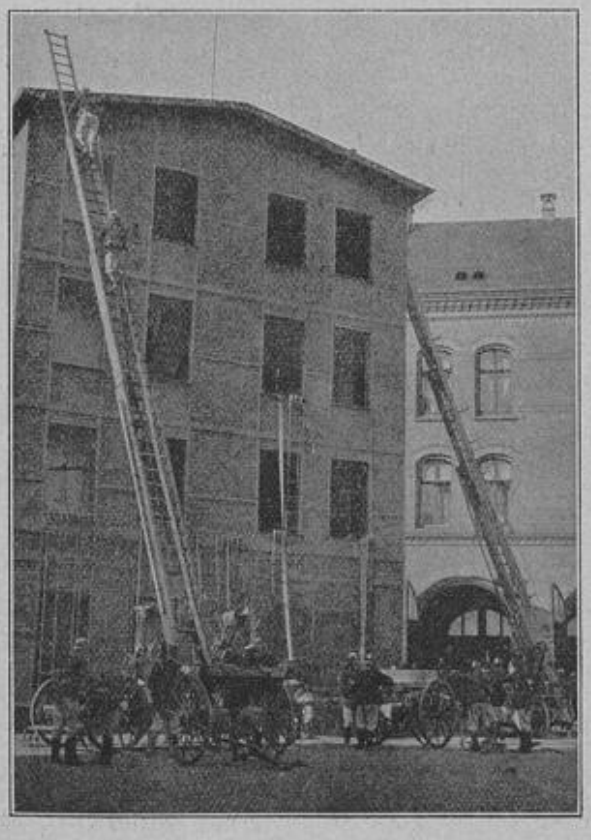


Dampfspritze.

zahl von Aufnahmeapparaten ausgestattete Telegraphenzimmer. Aus den aufgestellten Tafeln geht genau hervor, wie groß die Entfernung ist, die die Feuerwehr bis zu einer jeden Feuermeldestelle zurückzulegen hat. Behufs schnelleren Eintreffens der Löschmannschaften ist die Stadt in zwei Bezirke eingeteilt, einen nördlichen und einen südlichen; nach beiden Bezirken rückt der Mannschaftswagen der Akademiestraße aus, die Leiter kommt im nördlichen Bezirke von der Nordstraße, im südlichen von der Hüttenstraße. Trotz dieser Zweiteilung finden sich doch noch Höchstentfernungen von 12—15 Minuten, so daß es angebracht und jedenfalls nur noch als eine Frage der Zeit erscheint, daß in Flingern wenigstens eine vierte Feuerwache errichtet wird. Die Ausgestaltung der Wache im Hafen ist bereits beschlossen, so daß dann ein noch schnelleres Eintreffen der Feuerwehr an allen Punkten der Stadt gewährleistet wird. Im Hafen sind auch Versuche mit Automobilfahrzeugen gemacht worden, die derart befriedigend ausgefallen sind, daß man in nicht allzuferner Zeit bei unserer Feuerwehr vom Pferde- zum Automobilbetriebe übergehen wird.

Die Alarmierung der Feuerwehr beim Ausbruch eines Brandes vollzieht sich folgendermaßen: An dem Feuermelder, der sich der Brandstelle zunächst befindet — diese sind auch bei der Nacht leicht aufzufinden, da sie durch eine grüne Laterne bezeichnet werden — wird die Glasscheibe eingeschlagen, dadurch gelangt man in den Besitz des dahinterhängenden Schlüssels, kann mit diesem das Schloß daneben aufschließen und dann an dem dort befindlichen Griffe ziehen. Sofort ertönt auf sämtlichen drei Feuerwachen das Telegraphensignal und vermittels des Morsesystems wird auf einem der dort auf Scheiben angebrachten Papierstreifen ein Zeichen aufgeschrieben, aus dem der Telegraphist mit Hilfe der schon oben erwähnten Tafel ersehen kann, wo es brennt. Sofort läßt er nun die große Alarmglocke ertönen, alle Feuerwehrleute eilen an die ihnen zugewiesenen Posten, die Wagen werden herausgeschoben, die Pferde angespannt und im Galopp geht es fort zur Brandstätte. Die Höchstzeit vom Ertönen der Alarmglocke bis zur Abfahrt sind 45 Sekunden, gewiß ein gutes Zeichen für die treffliche Schulung unserer Feuerwehr. Auf der Straße haben dann alle Wagen stillzustehen, wenn die Glocke des Feuerwehrwagens ertönt, so daß auch hier die größtmöglichste Schnelligkeit erreicht wird. Ertönt der Feuermelder ein zweites Mal, ehe die Feuerwehr an der Brandstelle angelangt sein kann, so wird auf den Wachen Großfeuer angenommen, und der Leiter folgen dann noch die anderen Fahrzeuge nach.

Die beiden Brandmeister.



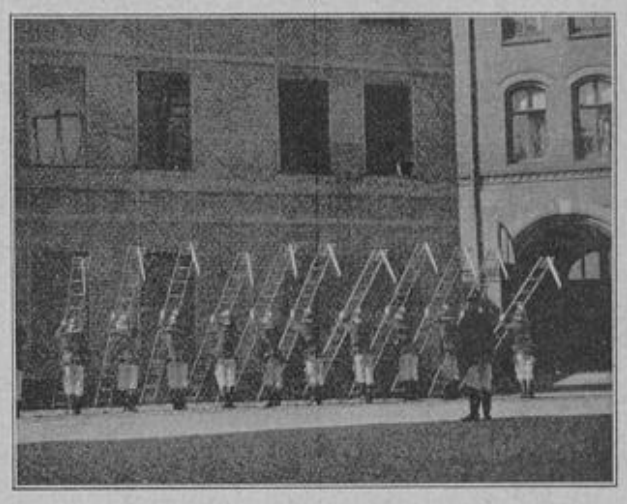
Übung am Steigerhaus.

Häufig kommt es vor, daß die von einem Brande Betroffenen den Feuermelder verlassen, nachdem sie das Zeichen gegeben haben, um zu Hause mit retten zu helfen. Wenn dann die Feuerwehr kommt, weiß sie oft nicht, wo der Brand eigentlich zu suchen ist, da sich am Melder niemand befindet, der darüber Auskunft zu geben vermag. Es muß also dort auf alle Fälle jemand zurückbleiben, um den nötigen Bescheid geben zu können. Gleichzeitig soll hier davor gewarnt werden, die Feuerwehr böswillig zu alarmieren. Eine böswillige Benutzung der Feuermelder zieht eine Gefängnisstrafe bis zu 6 Wochen nach sich.

In den zugehörigen Bildern führen wir zuerst unseren Lesern den Brandinspektor Herrn Adam Baum vor, unter dessen bewährter Leitung die hiesige Feuerwehr einen erfreulichen Aufschwung genommen hat. Bis Herr Baum am 1. Oktober 1872 sein Amt antrat, gab es in Düsseldorf nur eine freiwillige Feuerwehr. Erst dann wurde eine Berufsfeuerwehr, bestehend aus 12 Mann, ins Leben gerufen. Die frühere freiwillige Feuerwehr blieb daneben als Reservefeuerwehr bestehen. Diese besteht jetzt aus 4 Abteilungen mit je 20 Mann und steht unter der Leitung von Schornsteinfegermeistern. Die ehemaligen 12 Berufsfeuerwehrleute sind heute auf die stattliche Anzahl von 96 Mann angewachsen. Diese und die anderen Fortschritte bei unserer Feuerwehr hat man zum größten Teile der zielbewußten Tätigkeit des Brandinspektors zu danken. Am 1. Oktober d. Js. wird Herr Brandinspektor Baum sein Amt, dem er 34 Jahre vorstand, niederlegen.

Ein anderes Bild stellt die beiden Brandmeister der hiesigen Feuerwehr, die Herren Bähring und Berger dar, deren persönlicher Leitung die Depots an der Akademie- und an der Hüttenstraße unterstellt sind. Auf den übrigen Bildern sind Übungen und Gerätschaften der Feuerwehr dargestellt.

Aus allem, was wir unseren Lesern haben vor Augen führen können, geht hervor, daß die Stadt Düsseldorf sich im Besitze einer Feuerwehr



Übung mit Hakenleitern.

befindet, deren Schutz sich ihre Bürger getrost anvertrauen können. Mögen diese Ausführungen dazu beitragen, daß das Vertrauen in der Bürgerschaft gefestigt und von der Feuerwehr ihrerseits alles getan wird, um dieses in sie gesetzte Vertrauen zu erhalten und zu mehren.

Paul Scheyer.

Der Gummischuh.

Von Karl Kühn.

(Nachdruck verboten.)

„Nun das eine sage ich Dir, Bambus, schaffe ihn wieder herbei, sonst sollst Du mich kennen lernen!"

Nun kannte Herr Bambus seine Gattin, denn sie war es, die mit diesen Worten eine längere Rede schloß, zwar schon ganz genau — viel genauer, als ihm lieb war, allein, da er bei unerwartet eintretenden Zwischenfällen immer wieder irgend eine neue, nicht gerade entzückende Seite an ihr entdeckte, so gab ihm die versteckte Drohung doch zu denken und er beschloß, schleunigst den Versuch zu machen, „ihn" wieder herbei zu schaffen.

Herr Bambus hatte nämlich einen Gummischuh verloren, auf dessen Suche er sich nun machte. Er war zweihundertfünfundneunzig Pfund schwer — daß heißt er, nicht der Gummischuh — und das Thermometer zeigte nachmittags um 2 Uhr, der Stunde, als er sich auf seinen Leidensweg begab, 26 Grad im Schatten — just die lieblichste Temperatur zum Spazierenführen eines Korpus von solch respektablem Gewicht.

Und dies, um einen alten Gummischuh zu suchen. Denn der verlorene war alt — sehr alt — ja sogar noch älter. Er war die linksfüßige Hälfte eines Paares, das Frau Minna Bambus, geborene Nuckelmann, mit in die Ehe gebracht und bei der Übergabe ihrem Gatten als heilige Famlienreliquie auf die Seele gebunden hatte. Die Gummischuhe stammten nämlich von ihrem längstverstorbenen Vater, einem Schiffskapitän, der sie zu einer Zeit, wo diese Fußbekleidung in Deutschland noch unbekannt war, als Rarität aus Amerika mitgebracht und niemals getragen hatte.

Auch Herr Bambus trug sie nur selten und dann nur ungern, denn sie waren ihm zu groß — ein Übelstand, dem seine Gattin dadurch abhalf, daß sie die Spitzen der „Kaloschen" — anders nannte sie die Dinger nicht — mit Papier ausstopfte, was, wie männiglich bekannt, kein gerade angenehmes Gefühl für den Träger eines solcher Art verkleinerten Schuhwerks ist.

Gestern aber hatte Herr Bambus, veranlaßt durch einen sommerlichen Dauerregen, die „Kaloschen" wieder einmal getragen. Seine Minna wohnte der Geburtstagsfeier einer alten Tante bei, was ihn den Lockungen einiger unternehmender Freunde nachgeben und mit diesen eine etwas ausgedehnte Bierreise unternehmen ließ, von der er sehr spät und stark benebelt heimkehrte, um, als er am Morgen in Gesellschaft eines höchst unangenehmen Katers erwachte, die peinliche Entdeckung zu machen, daß er nur einen Gummischuh mit nach Hause gebracht hatte.

Dies war fatal. Um so fataler, als Frau Minna, die sich ohnedies wegen seines langen Ausbleibens in höchst erregter Stimmung befand, den Verlust alsbald ebenfalls entdeckte und ihm eine jener ehelichen Standreden hielt, die nicht gerade dazu geeignet sind, auf den katzenjämmerlichen Zustand des damit beglückten Gatten eine beruhigende Wirkung auszuüben.

Rauchmaske.

Als Herr Bambus, der als wohlsituierter Rentier im fernen Berlin W. hauste, unter freiwilliger Aufopferung des gewohnten Mittagsschläfchens, sein behagliches Heim verlassen hatte, setzte er sich zunächst auf eine Bank in der nahen Anlage, um behufs einer einigermaßen systematischen Suche in der Tiefe seines noch immer umnebelten Gedächtnisses die Erinnerung an die verschiedenen Etappen seiner gestrigen Bummelfahrt wieder wach zu rufen. Dies fiel ihm allerdings etwas schwer, allein nach und nach brachte er doch einige Ordnung in das Chaos seiner Gedanken — erhob sich und wanderte fürbaß, unter dem Arm den verwaisten, sorgsam in Seidenpapier verpackten zweiten Gummischuh tragend, den ihm, trotz seines Protestes, seine Frau mit dem Bemerken aufgenötigt hatte, daß er ihn ja zu seiner Legitimation bedürfe.

Als er um die nächste Ecke bog, stieß er mit einem Herrn zusammen, in dem er zu seiner freudigen Überraschung einen der Mitbummler vom Abend vorher, seinen Freund August Abel, erkannte, der sich ihm, als er den Zweck des dicken Bambus erfuhr, sofort anschloß, um mit ihm gemeinsam nochmals die Stätten ihres gestrigen Amüsements zu besuchen.

Er konnte sich dies in aller Gemütsruhe leisten. Er war ein hartgesottener Junggeselle und auf derartige Bierreisen längst geeicht, so daß er auch die Suche nach dem Gummischuh als eine hochwillkommene Veranlassung betrachtete, sich abermals auf eine solche zu begeben.

Weniger war dies bei Bambus der Fall, dem schrecklich unbehaglich zumute war. Der versäumte Mittagsschlaf — die niederträchtige Sonne, die unerbittlich auf seinen dicken Korpus hernieder brannte, und der Gedanke daran, auf welche Weise er nun wieder seine holde Minna „kennen lernen sollte", falls er die Famitienreliquie nicht komplett nach Hause brächte — all dies steigerte nach und nach sein Unbehagen derartig, daß er sich nicht einmal der ihnen bei ihrer Wanderung auftauchenden Erkenntnis freuen konnte, wie fleißig sie gestern abend in der Frequentierung der verschiedenartigsten Lokale gewesen waren und wie glücklich ihn sein Gedächtnis bei deren Wiederauffindung unterstützte.

Und es waren ihrer wirklich viele. So viele, daß bei dem leider vergeblichen Besuch derselben — von dem verlorenen Gummischuh fand sich natürlich keine Spur — Herr Bambus gegen neun Uhr abends wieder einen Zacken sitzen hatte, der seinem gestrigen durchaus nichts nachgab, wohl aber insofern eine wohltuende Wirkung auf ihn ausübte, als seine vorher getrübte Stimmung sich wesentlich besserte und er des eigentlichen Zweckes seiner stundenlangen Rundreise schon fast vergessen hatte.

Fast — denn eben wurde er in einer nicht gerade angenehmen Weise wieder lebhaft an den verlorenen Gummischuh und an seine, dessen Wiederfinden harrenden Gattin erinnert. Schon längst hatte sich, unbemerkt von den beiden Arm in Arm dahinwankenden Freunden, der Himmel in seinen schwärzesten Wolkenmantel gehüllt und jetzt prasselte plötzlich, von weithin rollenden Donnerschlägen begleitet, ein Gewitterregen auf ihre unbeschirmten Häupter nieder, der sie veranlaßte, sich schleunigst in ein hell erleuchtetes Prachtgebäude zu flüchten, vor dessen weit offener Tür sie das Wetter überfallen hatte.

Es war das Vestibül des „Theater des Westens", in dem sie sich befanden. Der Raum kam ihnen merkwürdig bekannt vor und nach einigem Nachsinnen fiel ihnen denn auch ein, daß sie gestern abend spät in einem traumhaften Zustand mit den übrigen „Bierreisenden" hier den Versuch gemacht hatten, Billetts für die Vorstellung zu lösen, was ihnen aber von dem Kassierer ausgeredet wurde, weil die Aufführung, wie er ihnen mitteilte, in wenigen Minuten bereits zu Ende sei.

Der freundliche Herr, der eben wieder hinter dem Kassenschalter mit dem Abschluß seines Tagesrapports beschäftigt war, musterte, von seiner Arbeit aufblickend, einen Augenblick die Ankömmlinge, schob dann den Schalter hoch, und wie himmlische Sphärenmusik tönten Herrn Bambus die Worte entgegen:

„Sie kommen wohl wegen des verlorenen Gummischuhs?"

Einen Augenblick starrte der also Interpellierte den Kassierer verblüfft an, dann aber rief er jubelnd:

„Nu, natierlich kommen wir deswegen! Sie also haben ihn jefunden? Mensch, dafür muß ick Ihnen umarmen!"

Lachend wehrte der Kassierer den glücklichen Bambus ab, der den Versuch machte, seine ausgestreckten Arme durch das Schalterfenster zu zwängen, um dem Wort die Tat folgen zu lassen und teilte dem Aufgeregten mit, daß der Gummischuh bei dem Hausinspektor deponiert sei, den sie im Theaterbureau nebenan finden würden.

Dies war nun aber nicht der Fall, denn der Herr Inspektor hatte sich, wie man die beiden belehrte, auf die Bühne begeben. Und so nahmen sie denn auf einer heftig ramponierten roten Samtbank Platz, die einst in einem fürstlichen Prunksaal auf der Bühne bessere Tage gesehen haben mochte, und warteten geduldig auf die Rückkehr des Inspektors — August Abel um so geduldiger, als er sofort einschlief, während Bambus, der das Paket mit dem Gummischuh sorgsam neben sich plaziert hatte, sich die Zeit mit einem kleinen Köter vertrieb, dem Hund der Frau Direktor, der sich an dem Fremden in der offenkundigen Absicht herangeschlängelt hatte, eine kleine freundschaftliche Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. Diese war denn auch rasch im besten Gange. Bereits nach wenigen Minuten saß der Vierfüßler neben Bambus auf der königlichen Bank, wo er gerade angelegentlichst das Paket seines neuen Freundes beschnupperte, als dieser von dem Theaterdiener benachrichtigt wurde, daß der Inspektor soeben zurückgekehrt sei und Herrn Bambus in seinem Zimmer erwarte.

Freudig erregt sprang dieser auf und befand sich zehn Minuten später im Besitz seines verlorenen Gummischuhs, den er viele Stunden lang in allen möglichen Kneipen im Schweiße seines Angesichts gesucht hatte und nun so unverhofft in einem Tempel der Kunst fand, den er vorher noch niemals betreten hatte.

Der Inspektor wunderte sich innerlich nicht wenig über das ausgesprochene Entzücken des dicken Herrn beim Wiederfinden des uralten, unmodernen Gummischuhes — noch mehr aber, als ihm dieser in überschäumender Dankbarkeit ein blankes Fünfmarkstück in die Hand drückte und so vergnügt davon eilte, als ob er eben die Nachricht erhalten habe, daß ihm der Hauptgewinn der preußischen Staatslotterie zugefallen sei.

August Abel schlief noch immer den Schlaf des Gerechten, als Bambus, den Gummischuh hochschwingend, mit dem Jubelruf in das Vorzimmer stürzte: „Jungeken, ick habe ihn!" fuhr aber erschrocken in die Höhe, als in demselben Augenblick sein Freund einen Schrei des Entsetzens ausstieß und mit weit aufgerissenen Augen nach dem Boden blickte, wo sich ihm allerdings ein Anblick bot, bei dem sich jedenfalls seine Haare auf dem Kopf gesträubt hätten, wenn er überhaupt noch in deren Besitz gewesen wäre.

Da saß der niederträchtige Köter, der ihm noch vor wenigen Minuten die intimste Freundschaft geheuchelt hatte. Zwischen den Pfoten hielt er die Überreste des anderen Gummischuhs den er, während Herr Bambus seinen glücklich wiedergefundenen Zwillingsbruder in Empfang nahm, aus der Umhüllung herausgeschält und so gründlich in

Stücke geknabbert hatte, als ob er sich mit der Zerkleinerung eines saftigen Beefsteaks beschäftigte, das ihm von einem liebenswürdigen Hundefreund dediziert worden war.

„Und darum Räuber und Mörder," wie weiland Karl Moor auszurufen beliebte. Darum eine achtstündige Jagd mit kostspieligen Anfeuchtungen — dafür das blanke Fünfmarkstück, für das er die schönsten neuen Gummischuhe erhalten hätte. O, es war zum Verrücktwerden!

Ziehen wir einen mitleidigen Schleier über das Nachfolgende.

Wie Herr Bambus an demselben Abend noch seine Gattin „kennen lernte", soll verschwiegen und nur so viel mitgeteilt werden, daß er ein Vierteljahr lang nicht mehr an seinem abendlichen Stammtisch erschien, weil ihm — unter uns gesagt — Frau Minna mit unerbittlicher Strenge den Hausschlüssel entzogen hatte.

Die „Kaloschen" freilich wurden dadurch nicht wieder ganz.

Junge Kätzchen. Nach dem Gemälde von Karl A. Schlegel (München).

Im Omnibus.

Amerikanische Frühlingsskizze von Martha Toeplitz.

(Nachdruck verboten.)

Ich war verliebt. Darüber war kein Zweifel. Und zwar war es mit der plötzlichen Blitzesgewalt über mich gekommen, wie sie in der neuen Zeit außer Mode zu sein scheint, aber in Romanen älterer

Gattung eine hervorragende Rolle spielte. Diese oder keine! Das heißt, — so weit war ich eigentlich noch nicht.

Ich saß in einem der vorsintflutlichen Marterkasten, die in New-York weniger Berechtigung haben als sonst wo in der Welt, und welche den schönen, vielversprechenden Namen „Fifth Avenue Stage" tragen. Jeder, der sich in einem dieser Omnibusse hat durchrütteln und schütteln lassen, wird mit mir übereinstimmen, daß man in solchen Momenten wenig zum Verlieben prädestiniert ist. Höchstens vielleicht ein Dichter, der sich dabei in die schöne Zeit der Postkutschenromantik zurückträumt. Aber ich bin kein Dichter, nicht die Spur. Statt zu träumen, ärgerte ich mich scheußlich über meinen Einfall, den alten Omnibus benutzt zu haben. Einige Minuten später war ich allerdings geneigt, denselben Einfall für den genialsten meines Lebens zu halten. Das war, nachdem sie erschienen war.

Ich hatte eine Zeitung hervorgeholt und zu lesen versucht, um meinen Ärger gewissermaßen zu betäuben, bei dieser Schüttelei und dem Inhalt des Pennyblattes ein geradezu heroisches Unterfangen. Da hielt die Marterkutsche an, die Tür öffnete sich, sie trat ein und setzte sich. Sie gefiel mir gleich so sehr, daß ich meine Zeitung jetzt nur noch gewissermaßen als Deckmantel benutzte, um sie genau ansehen zu können Und da gefiel sie mir noch besser. Als sie aber einem feinmaschigen Geldtäschchen ein Fünfcentstück entnahm und mich bat, es weiter zu befördern — denn Kondukteure gibt es in der vornehmen „Fifth Avenue Stage" nicht — und die süße, klare Stimme an mein Ohr schlug, da war ich — na, ich war eben einfach futsch.

Ich wünschte mir, ein Taschenkünstler zu sein, um das Fünfcentsstück mit Geschick schnell mit einem aus meiner Tasche vertauschen zu können. Dasjenige, welches ihre kleinen Hände berührt hatten, hätte ich zu gern behalten, um es nach Hause zu nehmen und in mein Gesangbuch zu legen, wenn ich zufällig eines besessen hätte.

Die Erscheinung der Bewunderten aber hatte noch eine merkwürdige Folge; denn es kam mir plötzlich zum Bewußtsein, wie häßlich die anderen Insassen der Kutsche waren. Die dicke Nase der einen, der unreine Teint der anderen Frau, die wulstigen Lippen ihres Nachbars traten mit erschreckender Deutlichkeit hervor. Mein Entzücken an ihr war nur zu begreiflich; denn selbst unter den schönen Amerikanerinnen findet man nicht oft ein so reizendes Geschöpf wie dieses schlanke Mädchen mit dem ovalen Gesicht, den feinen Zügen und dem goldbraunen Kraushaar.

Was dieser Lieblichkeit aber in meinen Augen einen ganz besonderen Zauber verlieh, war ein Hauch von Melancholie, der über ihrem Wesen zu schweben schien. Als sie einstieg, lagerte ein rosiger Hauch auf ihren Wangen, der aber bald verblaßte. Mein Herz ward schwer. Was quälte meine schöne Unbekannte? Warum erblaßte das holde Antlitz?

Während wir an den Kunst- und Dekorationsgeschäften vorbeirasselten, hatte ihr Blick mit träumerischem Ausdruck die künstlerischen Auslagen gestreift, und dadurch wurde mir vollauf Gelegenheit gegeben, mich mehr in das reizende Rätsel zu vertiefen.

Des Lebens Notdurft war es nicht, die ihren düsteren Schatten über sie warf; dagegen zeugte die Eleganz der Toilette. Das tadellos sitzende, streng moderne, hellgraue Schneiderkleid, der kleidsame, helle Hut entsprachen so sehr meinem eigenen Geschmack, daß ich mir sagte, wir würden uns verstehen. Das Sprichwort von den Extremen, die sich berühren, ist so unwahr wie die meisten ewigen Wahrheiten, sagte ich mir angesichts der grauen Toilette. Nur Leute gleicher Geschmacksrichtung können harmonisch mit einander leben.

Wir kamen jetzt in das Millionärsviertel der Fünften Avenue, klapperten an dem Union League Club vorbei, dem Gouldschen Hause, dem Vanderbiltschen Doppelpalais, dem University Club.

Meine Schöne ließ ihr Auge an den prächtigen Palästen und marmornen Portalen hängen, und ein tiefer Seufzer entschlüpfte ihren Lippen. War das ein Anhaltspunkt? Folterte sozialer Ehrgeiz ihre Seele? Sollte sie trotz Eleganz und Schönheit nicht Einlaß gefunden haben in jene höchsten Höhen der New-Yorker Gesellschaft? Der Gedanke hielt nicht lange stand. Nein, bei soviel Schönheit und Liebreiz mußten sich die Türen der protzigsten Geldaristokraten öffnen, so exklusiv sich der Kreis der Kohlen-, Zucker- und Seifenkönige auch sonst schloß.

Gegen den blauen Himmel hoben sich die spitzen schneeweißen Türme der St. Patricks Kathedrale ab. Nicht lange, und wir näherten uns der von Riesenhotels umgebenen Plaza, und die ersten grünen Bäume des Zentralparks zeigten sich.

Der Zug von Schwermut auf dem Antlitz meines schönen Visavis hatte sich vertieft, und der brennende Wunsch erfüllte meine Seele, ihr helfen zu können. Hatte ein Gott mich erhört oder war mein Wunsch wie Fluidum zu ihr hinübergeflutet? Sie begann am Fenster zu rütteln und versuchte es zu öffnen. Mit doppelter Freude erfüllte mich dieser Vorgang: Erstens gab er mir Gelegenheit, hinzuspringen und das Fenster aufzureißen, wofür mich ein Blick, ein holdseliges Lächeln unendlich belohnten, und zweitens bewies er mir, daß meine kleine Schönheit nicht zu jenen Amerikanerinnen gehörte, die überlegen auf alles Männliche hinabblicken. Sie gehörte zu den echten geliebtesten Frauen, die der starken Hand des Mannes bedürfen.

Bei dem Versuch des Fensteröffnens war eine Notenrolle, die bisher ungesehen neben ihr gelegen hatte, heruntergerollt. Ein neuer Gedanke durchzuckte mein Hirn. War sie eine Sängerin und strebte ihre Seele der künstlerischen Vollendung entgegen? War ihre Stimme nicht stark genug, ihr Talent nicht ausreichend, und stammte die Schwermut daher?

Durch das offene Fenster drang jetzt ein starker, süßer Duft von feuchter, keimender Erde in den Wagen. Sie lehnte ihr Haupt zurück und schloß sekundenlang die Augen. Auch die feinen Lippen waren erblaßt, — ich sah es jetzt deutlich — und der schmerzliche Zug schien sich tiefer einzugraben.

Das hatte kein Künstlerehrgeiz verursacht, das war der Ausdruck eines leidenden Herzens. Während die linden Lüfte immer verlockender hereinwehten und wir so dicht am Park vorbeikamen, daß wir das junge Gras, die Knospen an Sträuchern und Bäumen und die spiegelnde Fläche des Sees deutlich erkennen konnen, kreuzten tausend Gedanken mein Hirn.

Vielleicht war sie trotz ihrer jugendlichen Erscheinung verheiratet. Der Mann, höchstwahrscheinlich ein brutaler Geldmensch, verstand das feine Geschöpf natürlich nicht. Vielleicht war auch die Scheidung bereits im Gange, und sie schmachtete nach der Erlösung. Oder sollte — mein Herz zuckte schmerzhaft — eine unglückliche Leidenschaft ihre Seele bewegen? Stand ihre Liebe im Widerspruch zur elterlichen Autorität?

Der Wagen war fast leer; nur die Frau mit der dicken Nase war außer uns die einzige Insassin. Ich fühlte einen Haß gegen dieses Weib in mir erstehen, wie ich ihn noch nie empfunden. Hätte sie da nicht so behäbig auf ihrem Platz gesessen, ich hätte gewiß den Mut gefunden, die heimlich Angebetete anzusprechen und ihr alles zu sagen, was mein Herz erfüllte und der Frühling mir zuzuflüstern schien.

Irgendwo draußen rief eine helle Jungenstimme „Veilchen!" aus. Ich sah mich bereits den Jungen herbeirufen, ihm seinen gesamten Vorrat abkaufen und ihn ihr zu Füßen legen und während die alte Kutsche sich mit dem Duft der Lenzesboten füllte, hätte ich Worte gefunden, überzeugende, feurige. Ich hätte sie gebeten, mir zu vertrauen, mir ihren geheimen Kummer mitzuteilen; ich hätte ihr bewiesen, wie gut wir zu einander passen, hätte ihr geschildert, wie schön die Welt sei und der Frühling. Anfangs hätte sie mich vielleicht verwundert und vielleicht erschreckt angeschaut, darauf war ich gefaßt; dann aber hätte sie sicherlich eingesehen, daß das Schicksal sich diesen Ort und diese Stunde auserwählt hat, um zwei sympathische Seelen zusammenzuführen, sie hätte sich überzeugen lassen; denn alle Frauen lassen sich überzeugen, wenn man es nur recht anfängt, sie hätte —

Da erhob sich die Frau mit der dicken Nase. Es war die höchste Zeit; denn mein Haß wie meine Liebe waren ins Ungeheuerliche gestiegen. Der Wagen hielt, wir waren allein. Ich atmete tief. Plötzlich öffnet sich die Tür von neuem und eine ältere Dame stieg ein.

Ich hatte kaum Zeit, meinen Haß auf den neuen Eindringling zu übertragen; denn eine lebhafte Begrüßung zwischen den beiden Damen hatte sich entsponnen. Dabei fiel ein helles Licht in das Dunkel meiner Zweifel. Die süße, klagende Stimme meiner Angebeteten sagte: „Seit frühmorgens bin ich bereits unterwegs; ach, und die Frühlingsluft" — ihre Züge drückten die sie beherrschende Qual aus — „macht so fürchterlich hungrig!"

Allerlei.

[Ein tüchtiger Geschäftsmann.] Richter: Wenn sie sahen, daß der große starke Angeklagte den Zeugen schlug, warum hinderten Sie ihn nicht daran? „Weil ich mir's Geschäft nicht verderben wollt — ich bin nämlich der — Dorfbader."

[Widerlegt.] Haustochter: Sie haben nun schon hier den dritten Schatz, Karoline — Ihnen fehlt's offenbar an Beständigkeit. Köchin: Im Gegenteil, nur den Männern; wenn ich 'mal einen ordentlich 'rausgefüttert hab', gleich schnappt er ab!

[Vorsorglich.] Arzt: Also wie gesagt, wenn die Pillen zu bitter sind, können Sie sie mit einem Schluck Bier hinunterspülen; nur das Einnehmen niemals vergessen! Patient: Bewahre; ich habe mir bereits sechs Flaschen Bier unters Bett gestellt!

[Zurechtweisung.] Hausherr: Sie schau'n ja noch ganz rüstig aus, arbeiten Sie doch! Bettler: Entschuldigen Sie, aber ich habe doch nicht um einen Rat gebeten, sondern um ein Almosen!

Gedankensplitter.

Leg' du nur deine Feder ruhig nieder,
Die Welt kann leben ohne deine Lieder,
Doch, wie auch des Schicksals Würfel fällt,
Du kannst nicht leben ohne diese Welt.

Schneeflocken haben oft mein Haupt berührt,
Doch jüngst hab' ich den härt'sten Frost verspürt.
Ich ging — es war im Wonnemonat Mai —
An ihrem kleinen Fensterlein vorbei,
Da kam mein Liebesbrief — o welch' Entsetzen! —
Auf mich herabgeschneit in tausend Fetzen.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.